
Studie I

Ein umstrittenes Paradigma: Die Anerkennung von Identität(en) und die Identität von Anerkennung

„Je populärer eine Idee, desto weniger denkt man über sie nach und desto wichtiger wird es also, ihre Grenzen zu untersuchen“

(Paul Karl Feyerabend)

„Wir klagen die Natur nicht als unmoralisch an, wenn sie uns ein Donnerwetter schickt und uns naß macht: warum nennen wir den schädigenden Menschen unmoralisch?“

(Friedrich Nietzsche)

Dass ‚Anerkennung‘ in der Erziehungswissenschaft seit einigen Jahren vermehrt in den Fokus der Aufmerksamkeit rückt, verdankt sich, wie einleitend angedeutet, in erster Linie einer im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts beginnenden, bis heute anhaltenden und intensiv geführten Diskussion zu Anerkennung als ‚Kategorie gesellschaftlicher Praxis‘ (vgl. Gander 2004). So hat ‚Anerkennung‘ – wie kaum ein anderer Begriff – seit Beginn der 1990er Jahre eine zusehends alle kultur- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen um- und übergreifende thematische wie kategoriale Bedeutung und eine „geradezu existentielle Bedeutung bekommen“ (Gerhardt 2004, 15). Dabei hat der Anerkennungsbegriff „wie ein Magnet [...] die Aufmerksamkeit verschiedenster theoretischer Positionen“ (Verweyst 2000, 11) auf sich gezogen: Anerkennungstheorien bzw. -ansätze werden von WissenschaftlerInnen unterschiedlichster (kultur- und sozialwissenschaftlicher) Disziplinen genutzt bzw. rezipiert, „um die Grundfragen ihrer jeweiligen Disziplinen und Forschungstraditionen neu auszurichten und zu reformulieren“ (Zurn 2009, 8; vgl. exemplarisch Schild 2000; Gander 2004; Merker u. a. 2004; van den Brink/Owen 2007 wie Schmidt am Busch/Zurn 2009).

Wer über ‚Anerkennung‘ zu schreiben sich vornimmt, sieht sich daher nicht nur vor das Problem gestellt, dass der Begriff mittlerweile keine Originalität mehr für sich in Anspruch nehmen kann und er mit seiner Arbeit nun (viel) ‚zu spät‘

zu kommen scheint, sondern er sieht sich überdies vor einen mittlerweile doch erheblich unübersichtlichen Diskurs gestellt, in dem jüngst der Zentralbegriff selber „faktisch umkämpft“ (Göhler u. a. 2004, 9) und auch zum Gegenstand von Neuformulierungen geworden ist. Sondiert man den zu Beginn der 1990er Jahre beginnenden Anerkennungsdiskurs, dann lassen sich jedoch zwei dominierende Thematisierungslinien von ‚Anerkennung‘ – kurz: moralisch-ethisch und (differenz-)politisch – festhalten, die, wie angedeutet, im Besonderen den erziehungswissenschaftlichen Diskurs zu ‚Anerkennung‘ geprägt haben und in denen „eine Rückbesinnung auf das klassische Konzept von Anerkennung und eine konzeptionelle Aufarbeitung und Entfaltung“ (Frischmann 2009, 148) erfolgt, die zumeist auf Hegels Schriften fokussiert. Dabei lassen sich mit diesen Verwendungsweisen zugleich aber doch auch – folgenreiche – Nejustierungen und Verschiebungen (der Bedeutung) des Anerkennungsbegriffs festhalten, die die Spezifik des in den 1990er Jahren beginnenden Anerkennungsdiskurses in weiten Teilen ausmachen und die überdies die Ausrichtung dieser ersten Studie zu plausibilisieren vermögen (vgl. zum Folgenden Balzer/Ricken 2010).

Es ist daher sinnvoll, hier zunächst Verwendungsweisen des Anerkennungsbegriffs in „zwei Hauptetappen“ (Frischmann 2009, 148) seiner philosophischen und gesellschaftstheoretischen Thematisierung zu skizzieren. Von einer ersten Etappe, in der ‚Anerkennung‘ im Verlauf des 18. und 19. Jahrhunderts zu einer „für moderne Gesellschaften zentrale[n] Kategorie“ (Gander 2004, 8) wird [a.], wird dabei die im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts beginnende zweite Etappe unterschieden, in der ‚Anerkennung‘ als eine für spätmoderne Gesellschaften bedeutsame Kategorie ‚entdeckt‘ – und dann auch: wiederentdeckt – wird [b.]

[a.] *Begriffs- und bedeutungsgeschichtlich* wird deutlich, dass es sich bei ‚Anerkennung‘ um ein insbesondere im Deutschen Idealismus verankertes, dann aber spezifisch modernes Theorem handelt (vgl. Zurn 2009). So wird ‚Anerkennung‘ zwar seit dem 16. Jahrhundert gebräuchlich (vgl. Kluge 1883–2002, 39), findet aber erst seit dem 18. Jahrhundert breiteren Eingang in den Diskurs der Zeit. Dabei unterliegt der Terminus ‚Anerkennung‘ insofern einem – erheblichen – Bedeutungswandel, als er im 16. Jahrhundert – im Anschluss an die lateinischen Begriffe ‚agnitio‘ (Anerkennung im Sinne der Erkenntnis von etwas), ‚apperceptio‘ (Anerkennen im Sinne von Wahrnehmung und Auffassung) und ‚approbatio‘ (Anerkennen im Sinne der Zustimmung, Billigung und Genehmigung) (vgl. Grimm/Grimm 1854–1960, Bd. 1, Spalte 320ff.) – zunächst durchgängig eine Variante der Erkenntnis bezeichnete, in der die Vorsilbe ‚an-‘ – ist sie nicht bloß eine „müßige Verlängerung“ (Adelung 1793–1801, Bd. 1, 285–286) – sowohl eine Form der Bekräftigung (im Kontrast zur Leugnung) und der spezifischen *Erkenntnis als etwas* als auch des ‚Gutheißen‘ von *etwas* darstellt (vgl. ebd. wie Kluge 1883–2002, 39). So

wurde mit ‚anerkennen‘ z. B. die Bestätigung und/oder Akzeptanz bestimmter sozialer Zugehörigkeiten oder Funktionen¹ oder eines gerichtlichen Urteils wie auch ein ‚bekannt sein als‘ oder ‚gelten als‘ (z. B. als ‚Räuber‘) ausgedrückt. ‚Anerkennen‘ wird daher zunächst eher (wert-)neutral verwandt und ist noch nicht positiv und moralisch-ethisch konnotiert, sondern erfährt erst sukzessive eine positive und auch moralische Aufladung, die bis heute die Verwendung von Anerkennung prägt, jedoch nicht restlos bestimmt.

Dieses normativ und moralisch konnotierte Begriffsverständnis von Anerkennung und die mit ihm verknüpfte alltagsweltlich dominante Verwendung von Anerkennung im Sinne der Wertschätzung stellt einen enormen Bedeutungswandel dar, der wohl auch durch die Bearbeitungen und Verwendungen von ‚Anerkennung‘ in philosophischen Theorien mit forciert wurde (vgl. Frischmann 2009, 147). So erfuhr ‚Anerkennung‘ in der ersten Etappe ihrer philosophischen Thematisierung eine positive Umdeutung, in der die pejorative Bedeutung der bloß „äuszer[e]n] anerkennung unserer vorzüge“ (Grimm/Grimm 1854–1960, Bd. 1, Spalte 321) sich schließlich in ein Verständnis für das ‚Verlangen nach Achtung‘ (vgl. Neuhouser 2008) verwandelt. Es ist insbesondere Jean-Jacques Rousseau, der in seiner Anthropologie eine „wirkliche Revolution“ (Todorov 1998, 23) unternimmt, indem er das Bedürfnis nach Anerkennung (in der Differenz von ‚amour propre‘ und ‚amour de soi‘) als konstitutiven Bestandteil der menschlichen Natur kennzeichnet und damit mit der Tradition, die Suche nach Beachtung, Beifall, Schätzung und Lob eher als Schwäche wie als Moment egoistischer Triebe zu verstehen – wie noch im 17. Jahrhundert bei François de La Rochefoucauld der Fall, der von ‚amour propre‘ als lächerlicher Eigenliebe und zerstörerischer Selbstsucht sprach (vgl. La Rochefoucauld 1976, Sentenz 563) –, bricht.

Was bei Rousseau begonnen hat, findet in Georg Wilhelm Friedrich Hegels Interpretation der Anerkennung seine Fortsetzung und ist – bis heute – diskursgeschichtlich überaus bedeutsam geworden. Im Anschluss an die Überlegungen Johann Gottlieb Fichtes, der Rechtsbeziehungen als Beziehungen reziproker Anerkennung zwischen Personen auswies und die Anerkennung durch ein anderes Vernunftwesen als Voraussetzung dafür aufzeigte, sich des eigenen Selbst bewusst zu werden (vgl. Fichte 1965, Band III, IV, VIII), entwickelt Hegel in seiner *Phänomenologie des Geistes* (1807, vgl. Hegel 1970a) ein Verständnis von Anerkennung als paradoxes und konstitutives Geschehen. Hegels berühmt gewordenes bewusstseinstheoretisches Diktum – „Sie *anerkennen* sich als *gegenseitig sich anerkennend*“

¹ Vgl. exemplarisch die Beispiele im *Deutschen Wörterbuch*: „Die Mutter erkannte das Kind als das ihrige an; das ganze Land erkannte den König an; ich erkenne meine Unterschrift nicht an“ (Grimm/Grimm 1854–1960, Bd. 1, Spalte 320).

(Hegel 1970a, 147) – markiert dabei die entscheidende Weichenstellung, das Selbstbewusstsein nicht bloß – als sich selbst setzend – zu setzen, sondern „nur als ein Anerkanntes“ (ebd. 145) verstehen zu können: „Das Selbstbewußtsein ist *an* und *für sich*, indem und dadurch, daß es für ein Anderes an und für sich ist“ (ebd.). Die daraus resultierende Paradoxie, in der eigenen Unabhängigkeit von anderen abhängig zu sein, wechselseitig für die eigene Autonomie eine gewisse Heteronomie eingehen zu müssen, mündet in einen „Kampf des Anerkennens“ (Hegel 1970b, 221) – einen Kampf, in dem die „Gewissheit, für sich zu sein, an dem Anderen“ (Hegel 1970a, 149) allererst gewonnen werden muss und der dann von Hegel als Kampf zwischen ‚Herr‘ und ‚Knecht‘ ausgelegt wird (vgl. ebd. 149ff.). Der von Hegel skizzierte ‚Kampf auf Leben und Tod‘ mündet jedoch gerade nicht in Beziehungen der (wechselseitigen) Anerkennung: „Zwar erkennt der Knecht den Herrn an. Da aber wiederum der Herr den Knecht nicht anerkennt, greift die Anerkennung ins Leere. Der Knecht seinerseits geht ohnedies leer aus. Anerkennung kommt hier nicht zu Stande“ (Bertram 2008, 880).

Aus der „Unmöglichkeit, Anerkennung auf der Basis eines Naturzustands des Kampfes zu explizieren“ (ebd.), zieht Hegel nun aber auch „den Schluss, dass Anerkennung allein im Rahmen gesellschaftlicher Verhältnisse verstanden werden kann“ (ebd.). So gehen dieser Phase des Kampfes um Anerkennung nicht nur andere Formen voraus, sondern der ‚Kampf des Anerkennens‘ wird bei Hegel in höhere Formen der Anerkennung aufgehoben, indem er verschiedentlich eine „Synthese“ von Kampf- und Liebes- beziehungsweise Versöhnungskomponenten der Anerkennung“ (Siep 2007, 984) vornimmt. Dabei begreift er den ‚Kampf‘ sowohl als Problem des ‚Selbstbewusstseins‘ und Medium der Individualisierung als auch als das Medium, durch das die Menschen miteinander in Verbindung stehen und die Gesellschaft ihren sittlichen Zusammenhalt wie auch ihre moralische Weiterentwicklung findet. Der ‚Anerkennungskampf‘ führt, so Hegels Grundidee, in einer Stufenfolge und als Prozess des gleichzeitigen Anwachsens von Gemeinschaftsbindungen und individueller Freiheit zur Herausbildung eines sittlichen Gemeinwesens (vgl. Honneth 1992 wie Siep 1979 sowie das Kapitel 2.1). Wie bereits Fichte verknüpft Hegel solchermaßen die Frage nach der Subjektconstitution mit der Frage nach sozialen Institutionen bzw. mit Fragen des Rechts, der Sittlichkeit und des Staates. In seinen Schriften findet die Begründung von Sittlichkeit, Recht, Staat und Institutionen ihr „Pendant in der Subjektphilosophie“ (Frischmann 2009, 148).

Auch wenn Hegel zwar „niemals eine systematische Abhandlung des Konzepts der Anerkennung formuliert“ (Sitzer/Wiezorek 2005, 105) hat und auch in Frage gestellt wird, dass Anerkennung für ihn überhaupt ein zentraler Begriff gewesen sei (vgl. Falke 2008), ist die diskursgeschichtliche Bedeutung der Hegelschen Überlegungen und insbesondere seiner Herr-Knecht-Dialektik wohl kaum zu über-

schätzen. Hinsichtlich der figur- und theoriebildenden Wirkung Hegels können vor allem „zwei Traditionslinien unterschieden werden, die systematisch an das Paradigma der Anerkennung anknüpfen, und zwar in nahezu entgegengesetzter Stoßrichtung“ (Pollmann 2008, 29): Während in der einen Linie – z. B. in den Schriften von Karl Marx, Frantz Fanon und Jürgen Habermas – „ein geschichtsphilosophischer Optimismus auf[flackert], der von der Hoffnung getragen ist, dass der Kampf um Anerkennung langfristig immer anspruchsvollere Formen moralischen Miteinanders hervorbringen und am Ende eine wahrhafte Emanzipation bewirken werde“ (ebd.), erblicken die Autoren der anderen Linie – wie z. B. Alexandre Kojève, Louis Althusser und Jean Paul Sartre – „im Kampf um Anerkennung weniger das Potenzial der menschlichen Befreiung als vielmehr eine besondere Form der Unfreiheit“ (ebd. 30).

Erstaunlich ist aber, dass zwar Hegels Herr-Knecht-Dialektik durchaus viele Schriften nach sich gezogen hat und der Topos des ‚Kampfes um Anerkennung‘ mittlerweile zum Inbegriff des Anerkennungsdenkens geworden ist, dass aber auf ‚Anerkennung‘ (im engeren Sinne) fokussierte Anschlüsse an Hegel lange Zeit vergleichsweise selten waren. So lässt sich ‚Anerkennung‘ insgesamt zwar als ein Begriff der modernen Selbstverständigung kennzeichnen, aber im philosophischen Diskurs stellte sie lange Zeit eine (weitgehend) ‚vernachlässigte‘ Kategorie dar: Zwar besitzen nicht wenige der einschlägigen sozialphilosophischen Studien des 19. und 20. Jahrhunderts anerkennungstheoretische Relevanz², zwar fanden die mit Anerkennung bei Hegel und Fichte verknüpften Problematiken und Fragestellungen weitgehend durchgängig Bearbeitung, die Anerkennungskategorie verblieb aber zumeist „im Schatten anderer, für fundamentaler angesehener Bestimmungen“ (Honneth 2000a, 58). Bis Beginn der 1990er Jahre sind jedenfalls nur wenige Ansätze einer *expliziten* Thematisierung von ‚Anerkennung‘ und nur wenige Modelle zu finden, die sie als „Schlüsselkategorie“ (ebd. 59) der Theoriebildung zur Geltung bringen. ‚Post Hegel‘ ist der Anerkennungs-begriff, so ließe sich daher überspitzt sagen, lange Zeit in der ‚Mottenkiste‘ der Aufklärung verschwunden.

² Dies verdeutlicht z. B. Edith Düsing, indem sie – *einerseits* – Konfliktmodelle (von z. B. Hobbes, Machiavelli, Jenaer Hegel, Nietzsche, Freud, Sartre), in denen Anerkennung als „Domestikation einer auf Leben und Tod gehenden Kampfsituation“ (Düsing 2000, 101) gedacht werde, von Harmoniemodellen (z. B. von Fichte, Hölderlin, dem ‚jungen‘ Hegel, Feuerbach, Buber, Levinas) unterscheidet, in denen Anerkennung als „ethische bzw. ethisch-religiöse Realisierung der wahren Bestimmung des Menschen“ (ebd.) gedacht werde. *Andererseits* differenziert Düsing prinzipientheoretische Erörterungen – in ontologischer (Heidegger), transzendental-philosophischer (Fichte, Husserl), dialektischer (Hegel, Sartre) sowie pragmatischer Hinsicht (Peirce, Mead) – von ethischen (Kant, Fichte, Schopenhauer) sowie rechts- und staatsphilosophischen Erörterungen (Hobbes, Hegel, Bentham, Mill, Habermas).

‚Anerkennung‘ aber ist, so lässt sich vermuten, wohl auch deshalb eine lange Zeit vernachlässigte Kategorie, weil anderen – Anerkennung nicht eigens thematisierenden – Theoretikern als Hegel lange Zeit eine zentralere Bedeutung zukam. So lässt sich in Fragen der ‚Sittlichkeit‘ insbesondere eine Dominanz von Immanuel Kant und seiner formal konzipierten Vernunftethik feststellen. Auch wenn Kant auch als einer derjenigen gelten kann, der „die theoretischen Voraussetzungen einer Philosophie der Anerkennung geschaffen“ (Frischmann 2009, 148) hat und auch wenn er den Begriff der Anerkennung durchaus auch verwandte³, fand in seinen Schriften doch vor allem der Begriff der Achtung Berücksichtigung und Verwendung, der wohl auch deshalb im 1971 erschienenen Bd. 1 des *Historischen Wörterbuchs der Philosophie* Berücksichtigung fand, wohingegen ‚Anerkennung‘ von Joachim Ritter – bedeutender Hegel-Kenner – nicht eigens aufgenommen wurde (vgl. Ritter 1971).

[b.] Auch wenn der gegenwärtige Aufstieg von ‚Anerkennung‘ im Wissenschaftsdiskurs Hegel bisweilen als nun ‚siegreichen‘ ‚Konkurrent‘ von Kant erscheinen lässt⁴, ist aber mit ihm nicht immer auch ein Paradigmenwechsel – von Kant zu Hegel und von ‚Achtung‘ zu ‚Anerkennung‘ – verbunden: Zwar stellen sich manche der aktuellen Thematisierungen von ‚Anerkennung‘ als – zum Zwecke einer partikularistischen und kontextgebundenen Perspektive (auch ausdrücklich) vorgenommene – Abwendungen von der Philosophie Immanuel Kants sowie der mit ihr verbundenen moralphilosophischen Prinzipien – wie dem der Achtung – dar, andere integrieren aber den Begriff der Achtung in ihre anerkennungstheoretischen Überlegungen und Konzepte, so dass Anerkennung nun zum Achtung umfassenden Oberbegriff wird (vgl. insb. Honneth 2000 wie Honneth 1992).

Blickt man auf wissenschaftliche Arbeiten zu ‚Anerkennung‘ in der zweiten Etappe ihrer Thematisierung, so fällt zunächst auf, dass der Anerkennungsbegriff insbesondere aus Debatten gesellschaftlicher Selbstverständigung kaum noch

³ Vgl.: „Achtung, die ich für andere trage, oder die ein anderer von mir fordern kann (observantia aliis praestanda), ist also die Anerkennung einer *Würde* (dignitas) an anderen Menschen, d. i. eines Werts, der keinen Preis hat, kein Äquivalent, wogegen das Objekt der Wertschätzung (aestimii) ausgetauscht werden könnte“ (Kant 1997, § 37, 462); vgl. zur Bedeutung des Achtungsbegriffs in Kants Ethik und Tugendlehre exemplarisch Brezina 1999; vgl. zu Versuchen der Unterscheidung von Anerkennung, Achtung, Respekt wie Toleranz exemplarisch Forst 2003; Hartmann 2001 wie auch Röhr 2003 und Diehm 2010.

⁴ Vgl.: „Hegel ist einer der neuen alten philosophischen Helden. Landauf landab hat man begonnen, von Neohegelianismus beziehungsweise von einer Hegel-Renaissance zu sprechen. Es hat ganz den Anschein, als habe die philosophische Wende zum 21. Jahrhundert *in puncto*, Kant oder Hegel?‘ anders entschieden als diejenige zum 20. Jahrhundert. War ehemals Kant in vieler Munde, so ist es jetzt Hegel zumindest auch“ (Bertram 2008, 877).

wegzudenken ist und vorrangig als „Kategorie gesellschaftlicher Praxis“ (Gander 2004, 8) diskutiert sowie als „Interpretament gesellschaftlicher Entwicklungsprozesse“ (Frischmann 2009, 146) veranschlagt und genutzt wird. Dabei lassen sich, wie angedeutet, zwei (auch) miteinander zusammenhängende dominierende Verwendungsweisen von Anerkennung als Reflexions- und Bewertungsbegriff für spätmoderne Gesellschaften festhalten.

Seit den 1990er Jahren wird ‚Anerkennung‘ – *einerseits* – vermehrt in der Sozialphilosophie als Schlüsselkategorie verwandt und dort vorrangig als ‚Angelegenheit der Ethik‘ verstanden. Auch wenn sich durchaus verschiedene Studien finden lassen (vgl. Siep 1979; Wildt 1982; Habermas 1968 und Williams 1992 wie 1997), die im Verlauf des 20. Jahrhunderts dazu beigetragen haben, ist es doch zuvorderst Axel Honneth, der ‚Anerkennung‘ – auch disziplinübergreifend – als ethischen Begriff etabliert und dabei die „Idee der wechselseitigen Anerkennung“ (Honneth 1997a, 11) als Bedingung der Möglichkeit von individueller und sozialer Freiheit wie aber auch die Begründungsaporien moralischen Handelns reformuliert hat (vgl. Honneth 1992).

Neben dieser und lange Zeit nahezu allein durch Honneth geprägten Verwendung im ethischen Diskurs taucht der Begriff der ‚Anerkennung‘ nun – *andererseits* – ebenfalls seit den 1990er Jahren im politiktheoretischen und soziologischen Diskurs vermehrt auf. In diesem wird ‚Anerkennung‘ vorrangig als „Angelegenheit der Gerechtigkeit“ (Fraser 2003a, 44) und Problematik von ‚Differenz‘ zur Geltung gebracht. Dabei ist, wie Burkhard Liebsch festhält, der ‚Kampf um Anerkennung‘ inzwischen zum „meistzitierten Modell der Auseinandersetzung um ‚Differenz‘“ (Liebsch 2005a, 219) avanciert. Kern des politisch justierten Gebrauchs von ‚Anerkennung‘ ist die Kritik an der ‚Ungleichheit von Anerkennungschancen‘ (vgl. Frerichs 2000), d. h. an der ungleichen Verteilung der ‚öffentlichen‘ Anerkennung von kulturellen Praktiken, Leistungen und Überzeugungen anderer Kulturen wie auch differenter Lebensformen. Diese wird als „Unterdrückung der Differenz“ (Walzer 1992, 240) ausgelegt und als „wesensmäßig antidemokratisch“ (ebd.) bzw. ‚ungerecht‘ herausgestellt (vgl. Young 1990 und 2009). Mit dem insbesondere von Charles Taylor geprägten Stichwort der ‚Politik der Anerkennung‘ (vgl. Taylor 1993) ist zumeist eine Abkehr von einer *Politik des Universalismus* und die Infragestellung der – sozialstaatlich üblichen – Paradigmen der Gleichheit und Allgemeinheit sowie die Kritik an der „kulturellen Blindheit eines materialistischen Paradigmas“ (Fraser 2001a, 24) verbunden. Dabei wird aber nicht immer nur allein das modern etablierte Prinzip der individuellen und kulturellen Selbstbestimmung, sondern vielmehr auch dessen Begrenzung durch Prinzipien des Allgemeinen sowie der Zusammenhang von politisch-ökonomischen und kulturell-symbolischen Strukturen der Ungleichheit problematisiert und die Frage nach Sonderrechten für

Minderheiten diskutiert (vgl. Kymlicka 1995 und 1999; Owen 1999; Bantin/Kymlicka 2007; Laden/Owen 2007 wie Laden 2009).⁵ Das anvisierte Ziel einer *Politik der Anerkennung* aber ist daher vielfach, auf der Basis der Anerkennung von (differenten) Identitäten bzw. Differenzen gesellschaftliche Gleichheit, Partizipation und Gerechtigkeit zu ermöglichen.

Trotz aller – und auch durchaus vieler – Differenzen teilen die meisten der diesen zwei Verwendungsweisen von ‚Anerkennung‘ zuzuordnenden Arbeiten mit den Thematisierungen von ‚Anerkennung‘ in der ersten Etappe verschiedene argumentative Grundmuster und Grundmotive, die es erlauben, sie als Fortführung der ersten Etappe zu deuten. So wird – *erstens* – die Hegelsche normative Deutung und Auslegung von Anerkennung und die positive Lesart von Anerkennung als ‚Motor‘ von sittlichen und/oder gerechten Verhältnissen fortgeführt. Anerkennung wird dabei als „normativer Maßstab“ (Pollmann 2008, 31) für die Bewertung von Gesellschaften eingeführt und gilt zugleich als Weg zu einer ‚sittlichen‘ und/oder gerechten Gesellschaft sowie zu Partizipation und Integration. Als *fehlende* scheint Anerkennung den Kern von Problematiken ethischer und politischer Ordnungen zu bilden, als *zukünftige* bzw. kommende aber zugleich auch die Lösung derselben.

Darin wiederholt sich ein zweites Grundmotiv Hegels: Wie bereits in Hegels (und auch Fichtes) Überlegungen werden – *zweitens* – Fragen der Gesellschaft als Fragen der Sittlichkeit und der Gerechtigkeit mit Fragen der Subjektkonstitution verknüpft, um die „normativen Implikationen“ (ebd. 30) der ‚Anerkennung‘ zu begründen. Darin wird – *drittens* – der in der ersten Etappe der Thematisierung von Anerkennung insbesondere durch Hegel forcierte „Paradigmenwechsel[.] von der Subjektivität zur Intersubjektivität“ (Düsing 2000, 99) fortgeführt. So begründen sich Versuche, gesellschaftliche Verhältnisse als Anerkennungsverhältnisse zu konzipieren, nicht nur zumeist mit dem Verweis auf die Konstitution von Subjektivität aus und in Intersubjektivität, sondern in ihnen wird entlang des Anerkennungsbegriffs vielfach auch eine mehr oder weniger ausdrückliche Bearbeitung von Intersubjektivitätstheorien und -theoremen unternommen.⁶

⁵ Im Besonderen in der Kritik steht dabei die am Gleichheitsprinzip orientierte, von John Rawls entwickelte *Theorie der Gerechtigkeit* (vgl. Rawls 1975); in seinem letzten Buch hat Rawls die Kritiken aufgreifend seinen ursprünglichen Ansatz überarbeitet und – weniger als zuvor metaphysisch und stärker praktisch-politisch justiert – die Idee der *Gerechtigkeit als Fairneß* (vgl. Rawls 2006) ausgearbeitet.

⁶ Dass der Anerkennungs-begriff es erlaubt, die ‚intersubjektivitätstheoretische Wende‘ (vgl. Düsing 2000) zu forcieren, verdeutlichen aber auch verschiedene Arbeiten, in denen nicht – zumindest nicht vorrangig – gesellschaftstheoretische und politische sowie ethische Frage- und Problemstellungen bearbeitet werden (vgl. exemplarisch Dornes 2006, Altmeyer 2003 sowie Todorov 1998). So lässt sich eine *dritte* Verwendungsweise von Anerkennung im Wissenschaftsdiskurs des 20. und 21. Jahrhunderts festhalten, mit der die verschiedenen

Auch wenn die jüngeren ethischen und politischen Verwendungsweisen von ‚Anerkennung‘ als Fortführung der Bearbeitung von Anerkennung in der ersten Etappe ihrer Thematisierung gedeutet werden können, zeichnen sich nun aber im jüngeren Anerkennungsdiskurs Verschiebungen und Zuspitzungen der Anerkennungsproblematik ab: Zum einen wird die ‚Anerkennung von Identität‘ zu einem immer zentraleren Paradigma bzw. zu einer diskursiven Grundfigur, so dass heute, „[w]er von Anerkennung spricht, [...] um den Begriff der Identität nicht herum[kommt]“ (Bedorf 2010, 12). Vielmehr noch erhält die Anerkennungsthematik in der Identitätsfrage, wie Paul Ricœur betont, „eine Art Höhepunkt“ (Ricœur 2006, 42). Dabei lautet die Prämisse vieler ethisch und politiktheoretisch justierter Arbeiten zu ‚Anerkennung‘, dass Subjekte zu einer stabilen bzw. ‚gelingenden‘ Identität allein durch die Anerkennung durch andere gelangen können (vgl. ebd.). Die ‚Anerkennung von Identität‘ wird zumeist zugleich als freiheits- bzw. autonomieverbürgend veranschlagt (vgl. ebd.) und als etwas thematisiert, das mit individueller Entwicklung bzw. mit der Genese von Identität nicht nur eng verbunden ist, sondern vielmehr ein grundsätzliches – und nicht bloß entwicklungsphasenspezifisches – Bedürfnis wie auch Phänomen menschlicher Subjektwerdung und insofern auch eine unverzichtbare Erfahrung darstellt.

Diese zunehmende Fokussierung auf ‚Identität‘ ist zum anderen verbunden mit „eine[r] Problemverschiebung“ (Frischmann 2009, 148): „weg von der klassischen Relation Individuum – Staat, hin zu Fragestellungen, die sich aus den zunehmend multikulturellen und pluralen Strukturen der Gesellschaften ergeben“ (ebd.) – und mit denen die „Bedeutung kultureller Identität für die Menschen, die Betonung von Andersheit als Wert oder die bewusste politische Unterstützung kultureller Vielfalt“ (ebd. 148f.) in den Fokus rückt. Thematisierungen von Anerkennung in der zweiten Etappe stellen daher im Besonderen „die strukturellen Grundfunktionen von Sozialität als einerseits Beziehung zwischen *soziokulturell geprägten* Personen und andererseits [...] zwischen *kulturellen* Gruppen“ (ebd. 149; Hervorh. N.B.) heraus.

Dabei lässt sich aber eine Differenz zwischen den im engeren Sinne ethisch fokussierten und den im engeren Sinne gerechtigkeits- und politiktheoretisch justierten Problematisierungen von Anerkennung festhalten: Während sich erstere vorrangig auf die Relation zwischen Subjekten sowie Fragen der *personalen* bzw. *individuellen* Identität konzentrieren, fokussieren letztere vorrangig Relationen zwischen Gruppen, ‚Kulturen‘ und *kollektiven* bzw. *kulturellen* Identitäten.

Facetten und Problemlagen von ‚Intersubjektivität‘ eigens bearbeitet werden und in der sich die jeweiligen AutorInnen auf Fragen der Subjektwerdung in und durch Intersubjektivität konzentrieren (vgl. auch Bedorf 2010, 78).

In den im Folgenden unternommenen Analysen der anerkennungstheoretischen Überlegungen von Axel Honneth [2.] und Charles Taylor [3.] geraten nun diese zwei Linien der Problematisierung der ‚Anerkennung von Identität‘ in den Blick. So konzentriert sich Honneth in seinen Versuchen, eine Moraltheorie bzw. eine Ethik zu begründen, zuvorderst auf die Frage nach den Zusammenhängen von *individueller* Identität und Anerkennung⁷, wohingegen Taylor in seinem – mittlerweile „zum Klassiker avancierten“ (Iser 2004, 13) – Essay *Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung* (vgl. Taylor 1993) ‚Anerkennung‘ als eine Problematik von *kulturellen* bzw. *kollektiven* Identitäten diskutiert. Honneths anerkennungstheoretischer Ansatz wird im Folgenden deshalb ins Zentrum gerückt, weil er *den* zentralen Ansatz darstellt, in dem Anerkennung als ethische Problematik und normativ-moralisches Prinzip zur Geltung gebracht wird – und der, nicht zuletzt, erheblichen Einfluss auf den erziehungswissenschaftlichen Diskurs zu ‚Anerkennung‘ hatte und immer noch hat. Taylors Überlegungen zur *Politik der Anerkennung* sind hier dagegen trotz ihres schon länger zurückliegenden Erscheinungsdatums deshalb von Interesse, weil sie lange Zeit dominierende – und nach wie vor aktuelle – argumentative Muster im politikphilosophischen bzw. -theoretischen, aber eben auch im erziehungswissenschaftlichen Diskurs zu ‚Anerkennung‘ zu verdeutlichen vermögen.

Die Thematisierung von ‚Anerkennung‘ in Honneths und Taylors Schriften ist aber nicht nur jeweils spezifisch kontextualisiert, sondern sie ist darüber hinaus auch unterschiedlich motiviert. So nutzt Honneth den Anerkennungsbegriff als ‚Schlüsselkategorie‘ der Ethik für eine „Erneuerung der kritischen Gesellschaftstheorie“ (Honneth 2003b, 158). Sein Versuch, mit Anerkennung „die Grundlagen für eine normativ gehaltvolle Gesellschaftstheorie zu gewinnen“ (Honneth 1992, 259), verdankt sich, so betont er ausdrücklich, nicht der „Konjunktur identitätspolitischer Forderungen oder gar von Zielen des Multikulturalismus“ (Honneth 2003b, 148) und stellt insofern nicht „die Reaktion auf eine Entwicklungstendenz der Gegenwart“ (ebd.) dar. Taylor versucht dagegen, ein „Vokabular“ zu entwickeln, „um Anerkennungskonflikte besser zu verstehen“ (Taylor 2002b, 134) – und um „zu verstehen, wieso Fragen der Anerkennung in der Moderne so wichtig geworden sind“ (ebd.).⁸ So betont Taylor ausdrücklich, dass – während Honneth, „nach

⁷ Gleichwohl ist Honneth an kollektiven Anerkennungskämpfen bzw. an Anerkennungskämpfen sozialer Gruppen von vornherein interessiert; dabei stehen aber nicht, wie in Taylors Überlegungen, Fragen der (politischen und insbesondere rechtlichen) *Anerkennung von kollektiven bzw. kulturellen Identitäten* im Zentrum.

⁸ Taylor ist es im Gegensatz zu Honneth nicht nur nicht an einer *normativen* Theorie der Anerkennung gelegen, sondern es ist ihm zudem auch nicht – wie Honneth – an einem anerkennungstheoretischen Ansatz gelegen. Folglich veranschlagt er Anerkennung im Gegensatz zu

einer allgemeinen und normativen Theorie sucht“ (ebd.) und „eher auf der Suche nach normativen Kriterien zu sein scheint“ (ebd.) – er selber „[h]auptsächlich [...] nicht an normativen Regeln und Empfehlungen interessiert“ (ebd.) sei, denn man müsse erst „ein historisch sensibles Verständnis der Situation“ (ebd.) gewinnen, bevor man versuche, der Anerkennung „normativen Sinn zu geben“ (ebd.). Gleichwohl betont Taylor aber auch, dass sein Ansatz dem Honnethschen Ansatz „natürlich nicht entgegengesetzt, sondern komplementär“ (ebd.) sei und „implizit auch normative Empfehlungen enthalten“ (ebd.) würde.

In der Tat forciert nicht nur Honneth, sondern auch Taylor, so wird im Folgenden deutlich, eine normative Deutung und Lesart von Anerkennung. So diskutieren beide – in unterschiedlicher Weise – Anerkennung als einen „normative[n] Maßstab“ (Pollmann 2008, 31) und begründen die „normativen Implikationen“ (ebd. 30) der ‚Anerkennung‘, indem sie sie nicht nur überhaupt in einen Zusammenhang mit Identität bringen, sondern zudem auch als „Identitätsgewähr“ (Bedorf 2010, 25) bzw. als ‚Garant‘ von Identität auslegen. Weil diese Auslegung von Anerkennung den (erziehungs-)wissenschaftlichen Anerkennungsdiskurs in besonderer Weise geprägt hat, werden die Schriften von Honneth und Taylor hier in *exemplarischer Absicht* aufgenommen: An ihnen seien im (erziehungswissenschaftlichen) Diskurs dominierende bzw. übliche Verständnisse von ‚Anerkennung‘ sowie des Zusammenhangs von Anerkennung und Identität verdeutlicht und spezifische begriffliche Fassungen von Anerkennung herausgearbeitet und diskutiert.

Die Konzentration dieser ersten Studie auf die Schriften der nach wie vor „bekanntesten Theoretiker der Anerkennung“ (Fraser 2003a, 43) findet ihren Grund aber auch darin, dass Taylor sowohl in der *Politik der Anerkennung* als auch in anderen Schriften auch den Zusammenhang von Anerkennung und personaler bzw. individueller Identität fokussiert und dabei eine andere ‚Ausprägung‘ des Denkens von personaler ‚Identität‘ ins Zentrum rückt als Honneth: Während Honneth ‚Anerkennung‘ in einen engen Zusammenhang mit ‚Autonomie‘ bringt, stellt Taylor einen engen Zusammenhang von ‚Authentizität‘ und ‚Anerkennung‘ heraus. Eine – auch vergleichende – Analyse ihrer Schriften vermag daher für diese Arbeit besonders ertragreich zu sein, liegt doch die Annahme nahe, dass mit diesen unterschiedlichen begrifflichen Verknüpfungen auch unterschiedliche begriffliche Fassungen von ‚Anerkennung‘ einhergehen. Ziel des Folgenden ist es daher auch, zu prüfen, ob die Verbindung von ‚Anerkennung‘ mit dem Autonomieparadigma

Honneth auch nicht als ein ‚übergreifendes Konzept‘, sondern als *ein* (wenn auch wichtiges) Paradigma (neben anderen). Dies mag wohl auch ein Grund dafür sein, dass Taylors Schriften in pädagogischen Abhandlungen zu Anerkennung seltener und vielfach auch nur als ‚Zitationskoffer‘ Berücksichtigung finden.

einerseits und mit dem Authentizitätsparadigma *andererseits* zu einer jeweils unterschiedlichen Auslegung von Anerkennung und der Anerkennungsproblematik führen.

Dabei werden Honneths und Taylors Auslegungen von Anerkennung als ethisch-moralische bzw. politisch-kulturelle Problematik im Folgenden daraufhin untersucht, wie ‚Anerkennung‘ als eine Problematik von ‚(personaler) Identität‘ und ‚(kollektiven) Identitäten‘ sowie der Identitätsbildung und -wahrung gekennzeichnet wird. Das vorrangige Ziel der – dem Verfahren der immanenten Kritik folgenden – Rekonstruktionen ist es, Honneths und Taylors Ausführungen zum Zusammenhang von ‚Anerkennung und Identität(sbildung)‘ im Hinblick auf das zugrunde liegende Verständnis von ‚Anerkennung‘ zu untersuchen. Sie stellen daher sukzessive Annäherungen an die von Honneth und Taylor forcierten Bedeutungsgehalte von ‚Anerkennung‘ dar, für die die Frage nach der ‚Identität von Anerkennung‘ leitend ist, d. h. es wird untersucht, ob Honneth und Taylor den Anerkennungsbegriff jeweilig eindeutig oder mehrdeutig verwenden und ob in ihren Schriften ein ‚weites‘ oder ein ‚enges‘ Verständnis von ‚Anerkennung‘ forciert wird. Besonderes Interesse gilt dabei der Frage, welches Verständnis sie von Anerkennung als Geschehen und Praxis jeweilig – sowohl implizit wie explizit – forcieren und inwiefern sie nahelegen, Anerkennung als ein identifizierbares Handeln mit immer gleichen Merkmalen bzw. mit der immer gleichen Kombination von Merkmalen – und auch als ein in sich ‚identisches‘ Handeln – zu verstehen. Untersucht wird überdies, wie Honneth und Taylor Intersubjektivität bzw. intersubjektive Relationen fassen, d. h. es wird analysiert, wie sie ‚Subjektivität‘ und ‚Identität‘ denken und welche Konsequenzen für das „Pendant [des Subjekts; N.B.] in der intersubjektiven Relation“ (Bedorf 2003, 29), d. h. dem ‚Anderen‘, daraus resultieren. Die an ihre Schriften gerichtete Frage ist daher „nicht, ob Intersubjektivität zu einem relevanten Topos wird, sondern [...], wie diese angesetzt wird“ (Bedorf 2004, 991). Grundlegend ist dafür die These, dass unterschiedliche Konzepte von Subjektivität und Intersubjektivität spezifische Verständnisse von ‚Anerkennung‘ bedingen – so wie auch spezifische Verständnisse von ‚Anerkennung‘ spezifische Verständnisse von Subjektivität und Intersubjektivität implizieren wie forcieren.

Immanent kritisch verfahren die folgenden rekonstruktiven Analysen auch insofern, als die (eigene) Kritik sich auf die leitenden Fragestellungen (weitgehend) beschränkt und vorrangig nach Konsistenzen wie Inkonsistenzen und Widersprüchen in ihren Verständnissen und begrifflichen Fassungen von ‚Anerkennung‘ gefragt wird, so dass auch bisherige Auseinandersetzungen mit und Kritiken an den anerkennungstheoretischen Überlegungen von Honneth und Taylor zunächst weitgehend unberücksichtigt bleiben.

Im Anschluss an die Analysen wird aber die von anderen AutorInnen forcierte ‚Kritik der Anerkennung‘ [4.] ins Zentrum gerückt. In der Nachzeichnung ausgewählter, auf die Umstrittenheit des Paradigmas der ‚Anerkennung von Identität‘ fokussierter Kritiken werden nicht nur Grenzen der Auslegung von Anerkennung als ‚identitätsgewährendes‘ Geschehen markiert, sondern zugleich unterschiedliche Auslegungen von Anerkennung skizziert, die Anerkennung als ein nicht-identisches Geschehen zu denken herausfordern und die in den dann folgenden Studien zu vertiefen sein werden.